



Leseprobe

Kit Auburn

Where our wishes come true

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 20. September 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Wie blickt man in die Zukunft, wenn die Vergangenheit eine Lüge war? – Band drei der New-Adult-Reihe in der gemütlichen Kleinstadt Saint Mellows!

Als Sue ein lang gehütetes Familiengeheimnis aufdeckt, steht ihr Leben Kopf. Es reicht wohl noch nicht, dass sie ihren Job in New York an den Nagel hängen und kleinlaut nach Saint Mellows zurückkehren musste. Nun ist sie auch noch mit einer Wahrheit konfrontiert, die ihr ganzes Leben zur Lüge macht.

Darüber hinaus sitzt sie gemeinsam mit dem damaligen obercoolen Mitschüler Blake in einem Aushilfsjob fest. Doch als sie mit ihrer Vergangenheit konfrontiert wird, muss Sue feststellen, dass sie mit Blake, mittlerweile Holzbildhauer, noch etwas verbindet, das lang vergessen schien ...

Glitzernde Seen und heimelige Wälder: Zauberhafter Winter in Saint Mellows!

Alle Bände der »Saint Mellows«-Reihe:

1. »Where my soul belongs«
2. »Where your dreams shine«
3. »Where our wishes come true«



Autor

Kit Auburn

Kit Auburn ist das Pseudonym einer deutschen Autorin. Sie wurde 1991 in Berlin geboren, wo sie mit ihrer kleinen Familie lebt. Vor ihrem Studium zur Ingenieurin verbrachte sie einige Monate in Irland.

Kit Auburn
Where our wishes come true

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N00167

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Martina Schwarz

Umschlaggestaltung: Anke Koopmann | Designomicon

Umschlagmotive: Shutterstock.com (Olly Kava; Marish; Dimec; Boyko.Pictures)

JS · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1214-0

www.blanvalet.de

Für alle, die sich manchmal fragen, wer sie eigentlich sind.

Für alle, die sich fragen, was sie eigentlich ausmacht.

Für alle, die nicht wissen, wie großartig sie eigentlich sind.

Für uns alle.

Ich lehnte mich zurück, wobei ich tief im weichen Polster versank. Vielleicht wäre es gar nicht so schlecht gewesen, wenn es mich einfach für immer komplett verschlungen hätte. Denn dann hätte ich nicht mit dem Schlamassel klarkommen müssen, den ich mir selbst eingebrockt hatte. Nach all der harten Arbeit, die ich investiert hatte. All den Nächten, die ich schlaflos Akten gewälzt hatte, und nach all der Einsamkeit der letzten Jahre, in denen ich nur für die Kanzlei und das Jura-studium gelebt hatte. Und wofür? Dafür, dass ich kurz vor Beginn der Weihnachtszeit meine Anstellung verlor und kleinlaut in den Schoß meiner Heimatstadt Saint Mellows zurückkehren musste, da ich mir ohne Job das Leben in New York City nicht mehr leisten konnte. Alle hatten gedacht, dass ich es weit bringen würde, und es lag in meiner Natur, diesem Bild, das alle von mir hatten, entsprechen zu wollen. Zurückzukommen fühlte sich nicht nur nach Niederlage an, es war wirklich eine. Die fetteste Niederlage meines Lebens, die ich in diesem Fall nicht einmal verheimlichen konnte, denn in meiner Heimatstadt machte Gossip schneller die Runde als in der Upper East Side. Ich wusste, wovon ich da sprach, denn die Kanzlei, für die ich mein letztes Hemd gegeben hätte, lag in Midtown Manhattan und der Großteil unserer Mandantschaft kam aus der schillernden, aber intriganten Upper East Side. Was man hier so alles zu hören bekam, egal, ob man wollte oder nicht, ging auf keine Kuhhaut. Ich konnte von Glück reden, wenn mein Fehler diskret behandelt wurde, denn sonst würde er dafür sorgen, dass mein Ruf mir vorseilte und ich für den Rest meines Lebens keine einzige Stelle mehr fand.

»Du weißt, dass ich alles für dich tun würde«, erklärte Leena und holte mich aus meinem Gedankenstrudel, der mir

Schwindel bereitete. Vielleicht war es auch der billige Glühwein aus dem Pappkarton, den ich mir aus Frust im Supermarkt gekauft hatte und dessen Dunst sich in meinem winzigen Ein-Zimmer-Appartement ausbreitete. »Aber du musst wohl oder übel darüber hinwegkommen. Du wirst garantiert in einer anderen Kanzlei Fuß fassen können.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, murmelte ich und fasste nach meinen dunkelbraunen Haarspitzen, zwirbelte sie mürrisch zwischen zwei Fingern und startete mein Handy an, aus dessen Lautsprecher Leenas Stimme drang.

»Wann kommst du nach Hause?«

Ich *bin* zu Hause, hätte ich ihr am liebsten erklärt. Stattdessen schob ich nur einen der Umzugskartons, die sich wild verstreut in der Wohnung stapelten, mit dem Fuß weg. »Morgen werden meine Sachen abgeholt, und ich muss Jaymie übergeben.« Jaymie, so hatte ich diesen winzigen Schuhkarton von Appartement mit seinen altbackenen Möbeln getauft. Es hatte ja niemand ahnen können, dass sich unsere Wege so schnell wieder trennen würden. Der Dolch, der seit der Kündigung in meiner Magengrube steckte, drehte sich einmal um sich selbst, was kein Wunder war. Wenn man Dingen Namen gab, wurde es umso schwerer, sie ziehen zu lassen. »Ich übernachtete bei einer Freundin, nehme den ersten Flieger nach Chicago, steig in den Zug, dann in den Bus nach Saint Mellows«, zählte ich atemlos auf. »Und bin am frühen Nachmittag da.«

»Schreib mir, wann genau, dann hole ich dich ab«, schlug meine beste Freundin vor und entlockte mir dadurch ein Lächeln.

»Und begleitest mich die zehn Minuten Fußweg von der Haltestelle bis zu meinem Elternhaus, ja?«

»Zieh dir warme Schuhe an«, überging Leena meinen Einwand gekonnt, was mir zeigte, dass sie es ernst meinte. »Du hast leider den Schneeeinbruch verpasst. Er liegt so hoch, dass Rupert Panda auf dem Cherry Blossom Court verloren hat.« Grinsend schüttelte ich den Kopf, denn ich konnte es deutlich vor meinem geistigen Auge sehen, wie der alte Zeisel Rupert brüllend über den Platz lief und nach seiner Mopsdame Panda suchte. Er war schon schwerhörig gewesen, als Leena und ich noch Kinder gewesen waren.

Ich schielte zum Fenster hinüber, unter dem der mittlerweile leer geräumte, klapprige Schreibtisch aus weißem Pressspan stand und biss mir wehleidig auf die Unterlippe. Auch hier in New York schneite es, und ich hasste es, mein Zuhause zur schönsten Zeit des Jahres verlassen zu müssen. Klar, zum Fest hielten mich keine zehn Pferde davon ab, zu Mom und Dad zu fahren, doch den restlichen Dezember hatte ich eigentlich immer in der Stadt, die niemals schlief, verbracht und die Stimmung hier genossen. War die Fifth Avenue entlanggeschlendert, um mich durch all die weihnachtlich geschmückten Schaufenster in Stimmung bringen zu lassen, oder war mit einem – total überteuerten – Glühwein durch den Central Park spaziert. Oder hatte in der Kanzlei gesessen, die ihre Junganwälte aus Prinzip schamlos ausbeutete. »Hier schneit es auch«, murkte ich und ließ mich seitlich ins Polster fallen, den Kopf auf der Seitenlehne, starrte kopfüber zum Fenster, vor dem die von den Straßenlaternen angeschienenen Schneeflocken tanzten. Es war zwar erst sechs Uhr abends, doch die Nacht war bereits über den Big Apple hereingebrochen, und ich liebte es. Was wäre die Weihnachtszeit ohne die Dunkelheit, die durch all die Lichter, all das Leuchten erst zur Geltung kam?

»Sicher. Aber hier liegt *richtiger* Schnee, Sue. Kein Ich-war-mal-Schnee-und-bin-jetzt-Matsch-Schnee.« Ich verdrehte die Augen und streckte meinen Arm zum niedrigen Couchtisch aus, auf dem die Fernbedienung der Stereoanlage lag, um das Radio einzuschalten. »Hör auf, die Augen zu verdrehen«, tadelte Leena mich.

Ich lachte schnaubend und legte die Fernbedienung auf meinem Bauch ab. Aus dem Radio drang Mariah Careys *All I want for Christmas is you* und bescherte mir meinen ersten alljährlichen Weihnachts-Ohrwurm. »Woher willst du wissen, dass ich das getan habe?«

»Hast du denn?« Ich hörte Leenas Stimmlage an, dass sie grinste.

»Das wirst du wohl leider niemals erfahren«, kicherte ich und spürte das erste Mal seit einer Woche bei dem Gedanken, zurück nach Saint Mellows zu gehen, Wärme in mir aufsteigen. »Ich freu mich auf dich«, murmelte ich. Das Problem war nicht meine Heimatstadt an sich, denn die liebte ich wirklich, samt all ihrer schrägen Bewohner. Das Problem war, dass ich dieses Mal ein One-Way-Ticket löste.

»Ich kann es auch kaum erwarten, dich zu sehen, nachdem du mich bei der Herbst-Tombola einfach hast hängen lassen«, stichelte meine beste Freundin.

Stöhnend presste ich mir ein Kissen auf das Gesicht, wie um mich zu verstecken. »Ich musste ...«

»... arbeiten«, beendete Leena seufzend meine Klage. »Ich weiß, Süße.«

Ihre Worte schmerzten. War ich tatsächlich so eine schlechte Freundin gewesen? Oder verstand sie nur nicht, wie wichtig mir mein Job gewesen war? Wie hart ich dafür hatte ackern

müssen? »Ich werd mich mal ans Packen der letzten Kisten machen«, erklärte ich, um unser Telefonat zu beenden. Wir verabschiedeten uns, und ich versenkte das Smartphone mürrisch zwischen meiner Seite und dem Sofakissen. Ich ließ den Blick durch meine beschauliche Wohnung gleiten, wobei ich die Umzugskartons ignorierte, und blieb an meinem hellbraunen Wintermantel an der Garderobe hängen. Ich sprang auf die Beine. »Meinen letzten Abend versauere ich nicht hier drinnen«, grummelte ich, schaltete den Herd aus, auf dem immer noch der Glühwein vor sich hin köchelte, und griff nach meinem cremefarbenen Schal und der weißen Mütze. »Sorry, Jaymie«, schmunzelte ich und schnappte mir Handschuhe und Tasche. Ich schlüpfte in meine Stiefel und verließ das Haus, um mir einen Toffee Nut Latte zu kaufen und ein letztes Mal für dieses Jahr durch die Straßen New Yorks zu spazieren. Eine leise Stimme flüsterte mir zu, dass es dieses Mal ein längerer Abschied sein würde. Dass das Kapitel New York für mich mit meiner baldigen Abreise vorerst beendet sein würde.

Blake

»Warum wirfst du mir diesen Blick zu?«

»Was meinst du?« Mein Bruder stand in der Werkstatttür und hätte mir vermutlich ein Loch ins Profil gestarrt, wenn ich ihn nicht angesprochen hätte. Seufzend nahm ich die Schutzbrille ab, die meine Augen vor Sägespänen schützte, und klopfte mir den Holzstaub von den Oberschenkeln.

»Es wäre super, wenn du mich bei geschlossener Tür an-

schmachten könntest«, spöttelte ich und deutete mit einem Kopfnicken zur sperrangelweit geöffneten Tür, durch die eis-kalter Wind hereindrang. Devon war in seinen dunkelblauen Winterparka gehüllt und trug Mütze, Schal und Handschuhe.

»Klar, sorry«, nuschelte er und trat ein, wobei er eine Fuhre Schnee mit hereinbrachte.

Ich stöhnte. »Devon! Manchmal bist du echt nicht besser als deine vierjährige Tochter, klopf dir bitte das nächste Mal die Schuhe draußen ab.«

»Wo du gerade von Elsie sprichst ...«, druckste Devon, und in böser Vorahnung drehte ich mich betont langsam zu ihm herum, wobei ich die Hände vor der Brust verschränkte.

»Ich fange bald an, Geld zu nehmen«, drohte ich ihm.
»Wann?«

Devon legte den Kopf schief und entledigte sich seiner Handschuhe, der Mütze und des Schals, gefolgt von seinem Mantel, als wollte er länger bleiben. »Heute«, seufzte er und hob die Hände in die Höhe, als ich Anstalten machte, mich aufzuregen. »Ich kann *wirklich* nichts dafür«, erklärte er und griff nach einem Pinsel, der auf einer geöffneten Metalldose mit Lasierung lag. Er wies fragend auf den Hocker, der auf der Arbeitsfläche stand, und ich bedeutete ihm mit einem Nicken, dass er ihn einpinseln durfte. Er tunkte die Borsten in die Flüssigkeit, strich sie ab, wie ich es ihm vor ein paar Wochen gezeigt hatte, und begann mit der ersten Schicht der Lasierung. »Die Lehrerversammlung wurde vorgezogen«, brummte Devon und verdrehte genervt die Augen. »Da bald der Weihnachtsball an der Saint Mellows High ansteht, lässt Direktor Mills alle Lehrenden schon heute antanzen, um die Aufgaben zu verteilen.«

Ich atmete tief durch und wischte mir über das Gesicht. Meinen entspannten Feierabend konnte ich mir dann wohl abschminken. Mürrisch stiefelte ich zu dem Schrank, in dem ich mein Werkzeug aufbewahrte, und zog die Schublade mit den Pinseln auf, um mir einen sauberen herauszuholen. »Was ist mit Abby oder Mom?«, fragte ich und stellte mich ihm gegenüber auf die andere Seite der Arbeitsplatte, um ihn beim Lasieren zu unterstützen. Abby war die 15-jährige Schwester seiner Verlobten, die, neben mir und unseren Eltern, oft auf meine Nichte aufpasste.

»Mom und Dad sind heute bei den Fillmores zum Scharadespielen, und Abby und Chelsea gehen heute zur Cinemellow Christmas ...«

»... Movie Night«, beendete ich seinen Satz. »Und lass mich raten, Abby will die leider etwas zu hyperaktive, vierjährige Stieftochter ihrer Schwester ungern mitschleppen?«

»Exakt«, lachte Devon und zuckte mit den Schultern. »Nimmst du sie? Ich versuche auch, sie nach einer, höchstens zwei Stunden wieder abzuholen. Aber du kennst ja Mr. Mills, er hört sich selber gerne reden.«

»In Ordnung«, gab ich nach und sah mich bereits mit Elsie eine Debatte darüber führen, welchen Zeichentrickfilm wir uns ansahen. »Bitte sag mir, dass ihre Barbiefilmphase vorbei ist.« Ich zog eine flehentliche Grimasse, woraufhin Devon entschuldigend lächelte.

»Da muss ich dich enttäuschen, sie spricht noch immer von nichts anderem und wenn ich mich recht entsinne, hat sie heute Morgen etwas von *Barbie in: Der Nussknacker* geschnattert.«

»Gott, steh mir bei«, stöhnte ich, denn diesen Blockbuster

hatte ich mir bereits im Herbst zwei Mal zu Gemüte führen dürfen. Ich beugte mich nach vorn, um meine Ellenbogen auf der hüfthohen Arbeitsplatte abzustützen und mein Gesicht in der Hand zu vergraben, die nicht den Pinsel hielt. »Es wäre ja gar nicht so schlimm, wenn ...«

»... wenn Elsie, meine kleine Tyrannin von Tochter, nicht verlangen würde, dass man *auch wirklich hinguckt*, ich weiß.« Devon hob zum Ende des Satzes seine Stimmlage, um das Gequake seiner Tochter zu imitieren, was mir ein Lachen entlockte. »Ich bringe sie dir auf dem Weg zur Schule vorbei, so gegen sechs, okay?«

»Vielleicht öffne ich einfach nicht die Tür«, maulte ich und warf einen Blick auf die Wanduhr über der Eingangstür. Mir blieben zwei Stunden, ehe ich mir wieder von einer Vierjährigen meinen Abend diktieren lassen musste. Devon konnte von Glück reden, dass ich meiner Nichte nichts abschlagen konnte, sobald sie mich mit ihren dunkelbraunen Kulleraugen fixierte.

»Zum Glück habe ich einen Zweitschlüssel zu deiner Wohnung«, scherzte Devon und hob eine Augenbraue. »Aber ehrlich: danke dir. Ich bin dir was schuldig.«

»Die Liste deiner Schuld ist mittlerweile so lang, dass du sie niemals abarbeiten können wirst«, höhnte ich und schnalzte mit der Zunge.

Devon seufzte und tauchte den Pinsel in die Lasur. »Ich weiß«, murrte er und warf ebenfalls einen prüfenden Blick zur Wanduhr. »Ich mach die Schicht hier fertig, okay?« Er deutete zum Hocker. »Dann kannst du da hinten weitermachen. Was auch immer das werden soll.« Er zog die Augenbrauen zusammen und versuchte, schlau aus dem Stück Holz zu werden, das ich bearbeitete.

»Mrs. Innings«, seufzte ich und legte meinen Pinsel neben der Metalldose ab, bevor ich zurück zur Bandsäge schlenderte und mir die Schutzbrille aufsetzte. Mrs. Innings war nicht nur die Bürgermeisterin unserer Kleinstadt, sondern auch eine der Vorsitzenden des Veranstaltungskomitees. Dank meines Bruders war ich im Sommer irgendwie in das Team geraten, das die unzähligen Festivals in Saint Mellows organisierte, und weder Mrs. Innings noch Rupert scheuten seitdem davor zurück, mich schamlos mit Handwerkerarbeiten zu überhäufen. Ich fädelt das zwei mal einen Meter große Holzbrett aus der Säge heraus und stellte es neben mich. Es überragte mich nur um wenige Zentimeter, und ich präsentierte Devon mit meiner freien Hand die Vorderseite.

»Soll das Santa sein?« Devon inspizierte die Umrisszeichnung auf dem Brett und wies auf die Bandsäge. »Du sägst den Umriss des Weihnachtsmanns aus?«

Nickend positionierte ich das Brett auf dem Arbeitstisch und zeigte auf die gegenüberliegende Wand, an der zwei weitere Bretter lehnten. »Und einen Weihnachtsengel und Rudolph.«

»Ich traue mich ja kaum zu fragen«, grinste Devon. »Aber was soll das werden?«

»Das wird eine Station der Weihnachtsolympiade: Steck Santa die goldene Gürtelschnalle an«, zählte ich auf. »Steck dem Engel seine Flügel an und ...«

»Steck Rudolph den Schwanz an?« Devon prustete.

Ich schüttelte wissend lächelnd den Kopf. »Steck Rudolph die Nase an«, berichtigte ich ihn und fragte mich in diesem Moment einmal mehr, was zur Hölle ich hier eigentlich tat.

See

Seit ich in Chicago in den in die Jahre gekommenen Zug gestiegen war, kam ich nicht umhin zuzugeben, dass ich sie vermisst hatte: Die Sonne, die hoch oben am wolkenlosen Winterhimmel stand und die Landschaft, die in rasender Geschwindigkeit an mir vorbeizog, in ein glitzerndes Wintermärchen verwandelte. Das hier war eine andere Welt. Wisconsin im Winter hatte diesen unterschätzten heimeligen Charme, den man sich normalerweise eher in den Rocky Mountains vorstellte. Je weiter der Zug mich ins Landesinnere brachte, desto dichter wurden die Nadelwälder, auf deren Baumwipfeln der feine Pulverschnee wie eine schützende Decke lag. In der Ferne sah ich Seen an mir vorbeirauschen, deren Wasseroberfläche entweder im kräftigsten Hellblau glitzerte oder unter einer dicken Eis- und Schneeschicht begraben war. Der Zug ruckelte unter mir, und das regelmäßige Tack-Tack-Tack-Tack auf den Schienen wiegte mich allmählich in einen Dämmerzustand und schaffte es fast, mein Herz für den Bruchteil einer Sekunde von dem Ballast zu befreien, mit dem ich die Reise angetreten hatte.

Ich lehnte den Kopf gegen die Wandverkleidung aus dunklem Walnussholz, wobei meine Wange die eiskalte Fensterscheibe streifte. Einerseits war ich so müde, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als für den Rest der zweistündigen Fahrt in der molligen Wärme meines Abteils die Augen zu schließen. Andererseits genoss ich den Blick in die Ferne. Ich hatte in Chicago eine Stunde lang am *Ogilvie Transportation Center* auf meinen Zug warten müssen. Nachdem ich mir dort

ein Stück Walnusskuchen und einen Peppermint Moccha gekauft hatte, in dem der Pfefferminz-Sirup entweder vergessen oder nur *sehr* sparsam verwendet worden war, hatte ich mir am Bahnsteig die eiskalten Füße in den Bauch gestanden. Langsam begann ich aufzutauen, also streifte ich erst einen, dann den zweiten Handschuh ab und fasste mir an die Nasenspitze, um zu testen, ob sie abgefroren war. Nein, noch da. Nachdem ich meinen Mantel geöffnet und den Schal auf den Sitz neben mir zu den Handschuhen gelegt hatte, zog ich mir die Mütze vom Kopf und atmete seufzend aus. Meine Heimatstadt und mich trennten keine zwei Stunden mehr, und ich war mir unsicher, ob ich bereit dafür war. Die letzten Stunden in New York waren in Windeseile an mir vorbeigezogen, und ich stellte traurig fest, dass ich sie kein bisschen hatte genießen können. Statt mich ein letztes Mal mit Kakao, Zimt-Croissants und in Decken gehüllt vor den Fernseher zu kuscheln, um einen kitschigen Weihnachtsfilm zu schauen, hatte ich mich mit dem Umzugsunternehmen herumärgern müssen. Ich hatte genau vor Augen gehabt, wie ich meinen vorerst letzten Tag in New York verbringen wollte. Morgens: Weihnachtsfilm, Duftkerze, den rieselnden Schnee vorm Fenster beobachten. Mittags: Take-away von meinem liebsten Koreaner um die Ecke holen, während ich die letzten Umzugskisten zuklebte. Nachmittags: Kisten an Transportunternehmen übergeben und mich von Jaymie verabschieden. Abends: Ein letztes Mal die Weihnachtslichter in den Straßen genießen, ehe ich bei meiner Freundin Bonnie übernachtete und in aller Früh zum JFK aufbrach, um dort in den Flieger nach Chicago zu steigen. Stattdessen hatten die Umzugshelfer in aller Herrgottsfrühe an meiner Tür gestanden und mich in meinem Pyjama-

Onesie mit Weihnachtsprint überrascht. Es war mir wirklich schwergefallen, den mit Rentieren, Santa und Dinosauriern mit Weihnachtsmütze übersäten Schlafanzug mit Stolz und Würde zu tragen, während fremde Menschen durch die Bude wuselten. Gehetzt war ich durch Jaymie gerannt, um meine letzten, herumliegenden Habseligkeiten in Kisten zu werfen, bis nur noch mein Rucksack übrig geblieben war, in dem sich meine Reisetickets, mein Portemonnaie, die Kopfhörer, mein Laptop und mein E-Book-Reader befanden. Ich hasste es, mit viel Gepäck zu reisen, und alles, was nicht mehr in den hellblauen Rucksack passte, durfte leider nicht mitkommen – so einfach war das.

»Nächster Stopp *Palatine*, Ausstieg in Fahrtrichtung links«, krächte die automatische Ansage durch die blechernen Lautsprecher und sorgte dafür, dass es sich anfühlte, als tobte ein Schneesturm durch meinen Magen. Bald würde die Hälfte der Zugstrecke hinter mir liegen, und ich kam meinem Ziel von Minute zu Minute näher. Nicht mehr lang und ich würde endlich meine Familie wieder in die Arme schließen können. Das war etwas, worauf zu freuen ich mich bei all dem Chaos meiner Kündigung bisher fast vergessen hatte. Seit ich Saint Mellows zum Studieren verlassen hatte, war ich nicht öfter als drei- oder viermal im Jahr zu Besuch gewesen, und es war doch etwas anderes, seine Liebsten zu umarmen, statt ihnen nur von Bildschirm zu Bildschirm zuzuwinken. Und Leena. Was freute ich mich darauf, mit meiner besten Freundin über den Saint Mellows Christmas Market zu spazieren, Kakao-für-Erwachsene zu kochen und so viele schlechte Weihnachtsfilme zu schauen, wie wir nur finden konnten.

Ich spürte ein kleines Lächeln auf meinem Gesicht, das eine

warme Welle der Vorfreude durch mein Inneres sandte. Vielleicht schaffte ich es diesen Dezember ja, komplett in diese magische Adventszeit einzutauchen und nicht mit den Gedanken bereits bei der nächsten Akte zu sein, die ich durchhackern musste. Vielleicht war meine Rückkehr die Auszeit, die das Universum oder wer auch immer mir geschickt hatte, weil ich sie schlichtweg bitter nötig hatte. Die letzten Jahre hatten mich ausgelaugt, und ich war kurz davor gewesen, zu einem Schatten meiner selbst zu werden. Nachdem ich als Jahrgangsbeste die Saint Mellows High verlassen hatte, um an der Columbia – die verdammt noch mal zur Ivy-League gehörte! – zu studieren, war mein Leben ein einziger Konkurrenzkampf gewesen. Teilweise gegen mich selbst, denn ich hatte immer höher und weiter kommen wollen. Und was war dann geschehen? Ich saß wieder auf dem Boden der Tatsachen. Ohne Job, ohne Rücklagen, im Gegenteil: mit einer horrenden Summe an Studienschulden, bei der ich am liebsten zu weinen begonnen hätte, wenn ich nur an sie dachte.

Ich sah aus dem Fenster über die weißen Felder bis zu den mit Schnee bedeckten Bergspitzen am Horizont und hob den Blick gen Himmel, da es just in diesem Moment wieder zu schneien begann. Leena hatte recht, das hier *war* viel mehr Schnee als der Schnee in New York City, und dennoch hatte ich mein Herz zwischen all den Lichtern dieser Stadt verloren und wusste nicht, wie ich jemals ohne sie würde leben können. So hin- und hergerissen wie jetzt war ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen. Normalerweise war ich Sue Flores, die Frau, die genau wusste, was sie wollte, die immer einen Plan parat hatte und niemals einfach in den Tag hinein lebte. Denn sobald ich auf Pause drückte, lief ich Gefahr, diese in-

ne Zerrissenheit und Rastlosigkeit zu spüren, die mich schon mein Leben lang überfiel, wenn ich nicht aufpasste. Doch was war ich heute? Heute war ich Sue, das Mädchen, das gar nichts mehr wusste. Weder, wie es mit ihrer Karriere nach ihrem Rausschmiss jemals wieder bergauf gehen konnte, noch, was sie mit ihrem Leben anfangen sollte, wenn sich ihr nicht in den nächsten Wochen ein neuer Weg zeigte. Stillstand war gefährlich für mich, obwohl ich nie hatte herausfinden können, warum. Es war, als klaffte dann eine Leere in mir, ein Loch, wo eigentlich etwas sein sollte, und nur die Bewegung konnte mir über das Fehlen dieses einen bestimmten Puzzleteils, das mich endlich komplettieren sollte, hinweghelfen.

Blake

»Ist das der Nussknacker?« Riley, die Verlobte meines Bruders, schob mir meinen Edelstahlbecher über den Tresen, den sie randvoll mit heißem Kaffee gefüllt hatte.

»Wie bitte?« Verdutzt hob ich eine Augenbraue.

»Was du da gerade gesummt hast«, erklärte sie grinsend.

»Es war zwar äußerst schief, aber ich glaube, den Nussknacker herausgehört zu haben.«

»Du bist schief«, entgegnete ich ihr lachend und griff nach meinem Kaffee. »Aber vermutlich hast du recht«, beantwortete ich ihre Frage achselzuckend. »Ich durfte gestern zum dritten Mal mit deiner Stieftochter *Barbie in: Der Nussknacker* schauen.« Ich verdrehte die Augen. »Zum *dritten Mal*, Riley.«

Entschuldigend legte sie den Kopf schief und bedeutete mir mit einem Kopfnicken, ein Stück zur Seite zu treten, damit sie

die neue Kundschaft hinter mir bedienen konnte. »Sorry, ich war gestern Abend bei Hailey im *Shine* und habe ihr bei der Dekoration für die Eröffnung geholfen. Sonst hätte ich Elsie genommen.«

»Ja, ja«, murkte ich und hob den Becher an meine Lippen, stoppte jedoch kurz davor. »Ich hoffe, heute ist keine *Prise Weihnachten* in meinem Kaffee?« Ich zeichnete Gänsefüßchen in die Luft und sah sie eindringlich an.

Seufzend schüttelte sie den Kopf. »Nein, heute kein Zimt, kein Lebkuchengewürz, kein Haselnussirup und auch kein bisschen Pfefferminze. Nur dein stinklangweiliger Kaffee«, versicherte sie mir. Ich hob eine Augenbraue, unsicher, ob sie dieses Mal auch wirklich die Wahrheit sagte, denn seit einer Woche versuchte sie, mir ihre Weihnachtsspezialitäten schmackhaft zu machen. Erfolglos, denn meinen Kaffee trank ich klassisch. »Versprochen!« Sie verdrehte die Augen. »Du bist deinem Bruder viel zu ähnlich, du Grinch«, beschwerte sie sich.

»Ich bin kein Grinch. Und Devon auch nicht.«

»Willst du einen Walnuss-Cupcake mit Lebkuchen-Frischkäse-Frosting?« Sie ignorierte meinen Einwand und zeigte grinsend auf die Auslage, in der Muffins mit roten und grünen Hauben lagen. In jedem steckte ein kleiner Weihnachtsmann aus Esspapier, denn etwas anderes wäre für Anne, die Besitzerin dieses Cafés, nicht infrage gekommen. In ihrem Café gab es weder To-go-Becher aus Pappe, noch Papierservietten oder Einweggeschirr. Wenn man sich nicht seinen eigenen Becher mitbrachte, war man gezwungen, im Café zu trinken oder wieder zu gehen. Mittlerweile hatte sie sogar all ihre Papiertüten und Faltschachteln für die Gebäckstücke aufgebraucht

und einfach keine Neuen bestellt. Entweder man brachte seine eigene Dose mit, oder man bekam seinen Kuchen auf die Hand. Im wahrsten Sinne des Wortes.

»Nein, danke«, lehnte ich ab und rieb mir über den Bauch.
»Ich habe eben erst gefrühstückt.«

»Grinch«, warf sie mir erneut an den Kopf und zog die Augenbrauen gespielt zornig zusammen, lächelte mir im nächsten Augenblick aber zu. Sie winkte jemandem hinter mir, und ich wandte mich um, um zu sehen, wen sie da grüßte.

Leena, eine Freundin von Devon und Riley, kam mit ihrer geleerten Tasse zum Tresen und stellte sie vor Riley ab. »Machst du mir noch einen Peppermint Moccha, bevor ich losmuss, bitte?« Ich schnaubte und verzog angewidert das Gesicht. »Hi, Blake.« Leena schenkte mir ein Lächeln, das beinahe ihre Ohren erreichte.

Ich nahm einen Schluck von meinem Kaffee und lehnte mich gegen den Tresen. »Warum bist du so fröhlich?«

»Sue kommt heute!« Sie biss sich auf die Unterlippe und wippte voller Vorfreude hin und her. *Sue kommt heute!* Ihre Worte wiederholten sich in meinem Kopf, ehe sich mir ihr Sinn überhaupt erschloss. *Sue*. Ich hätte nicht gedacht, dass sie sich mal vor den eigentlichen Festtagen hier blicken lassen würde. Doch eigentlich konnte es mir auch egal sein, denn wir waren fertig miteinander. Da machte es keinen Unterschied, ob Tausende von Kilometern zwischen uns lagen oder nur wenige Meter wie hier in Saint Mellows, wo ihr Elternhaus in der gleichen Straße stand wie das von Mom und Dad.

»Aha«, bemerkte ich betont gleichgültig, klopfte auf den Tresen und verabschiedete mich, indem ich mit zwei Fingern an der Stirn salutierte. »Ich muss dann mal in die Alte Halle

zur Veranstaltungsversammlung. Ich hoffe, Devon ist auch da und lässt mich nicht wieder hängen, sonst suche ich ihn und verpasse ihm eine Tracht Prügel.«

»Dev ist schon dort«, lachte Riley und winkte mir zum Abschied zu, als ich die Tür öffnete und die Ladenklingel bimmelnd meinen Abgang kommentierte. Kaum hatte ich den ersten Schritt auf den Gehsteig gesetzt, fuhr mir ein eisiger Wind in die Knochen. Ich zog meinen schwarzen Wintermantel enger um mich, was sich mit nur einer Hand als schwierig erwies. Dann stapfte ich los Richtung Alte Halle und hielt mir die Hand, in der ich meinen Kaffee hielt, vor das Gesicht, um eine Schneewehe abzuwehren und gleichzeitig meine Augen vor der blendenden Sonne zu schützen. Obwohl ich mich selbst dafür hasste, landeten meine Gedanken immer wieder bei Leenas Worten: *Sue kommt heute*. Warum verkrampfte sich mein Magen schmerzhaft, wenn ich an Suzanna Flores dachte? Wir hatten seit Jahren nicht mehr miteinander gesprochen, und das war auch nie schwer gewesen, denn wir hatten es perfektioniert, uns aus dem Weg zu gehen. Doch seit diesem Jahr war vieles anders, da plötzlich alle zurück nach Saint Mellows gekommen waren, als wäre dieser Ort ein Magnet, der manche von uns magisch an sich band. Mit einem Mal waren wir durch das Netz unserer Familien und Freunde wohl oder übel wieder enger miteinander verwoben. Ich hoffte trotzdem, dass ich Sue in dieser winzigen Kleinstadt nicht ständig über den Weg laufen würde. Doch so, wie ich sie kannte, würde sie sich eh schneller wieder in ihr geliebtes New York verziehen, als wir alle bis zehn zählen konnten. Ich für meinen Teil würde mich darüber absolut nicht beschweren.

Mal das Herz zusammen, und je nachdem, ob die Person ansprechbar war oder nicht, kramte ich für sie eine 5-Dollar-Gutscheinkarte für eine Restaurant- oder Cafékette aus meinem Geldbeutel, die ich eigens dafür bei mir trug. Jeden Monat investierte ich 50 Dollar in diese Karten, die hoffentlich halfen. In den seltensten Fällen wurde mir an den Kopf geworfen, dass ich mich damit zum Teufel scheren sollte.

So sinnvoll diese Gutscheinkarten auch waren, mir selbst bescherten sie jedes einzige Mal, wenn ich sie berührte, einen fetten Kloß im Hals, denn ich musste unweigerlich an die Person denken, die mich vor vielen Jahren erst auf die Idee dazu gebracht hatte. Damals, als wir noch an einem Strang gezogen hatten, und ich wirklich gedacht hatte, dass wir direkt auf ein *Wir* zusteuern würden. Doch stattdessen hatte er mich hängen lassen und unser heimliches *Vielleicht-mal-Wir* wurde ausgelöscht, noch ehe die Flammen überhaupt zu züngeln begonnen hatten. Noch immer fragte ich mich, ob es Fluch oder Segen war, dass außer uns nie jemand davon erfahren hatte. Davon, dass es überhaupt so etwas Ähnliches wie ein *Sue und Blake* gegeben hatte. Ein Fluch war es, weil ich mit meinen verwirrten Gefühlen damals hatte allein klarkommen müssen. Ich war gerade erst siebzehn Jahre alt gewesen und hatte mich gefühlt, als hätte man mir das Herz aus der Brust gerissen, nur um es dann irgendwo achtlos liegen zu lassen. Ein Segen war es gewesen, weil ich so nicht das Gefühl gehabt hatte, öffentlich zu versagen. Wenn alle gewusst hätten, was Blake und mich verbunden hatte und dass das von einem auf den anderen Tag plötzlich vorbei gewesen war, wären mir unzählige Mitleidsblicke zugeworfen worden. Und Mitleid bekam man bekannterweise nur, wenn

etwas schiefgelaufen war. Bei mir lief aber nichts schief, zumindest nicht so sehr, dass ich es nicht selbst wieder geradebiegen konnte.

Ich schüttelte den Kopf, um Blake aus meinen Gedanken zu werfen. Er konnte bleiben, wo der Pfeffer wuchs, denn mich ließ man kein zweites Mal einfach so sitzen.

»Suuueee!« Leenas sich fast überschlagende Stimme drang in dem Moment an mein Ohr, als ich mit dem ersten Schritt aus dem Bus im Schnee versank. Die Gehsteige waren weitestgehend vom Schnee befreit worden, doch dafür türmten sich Berge davon vor dem Bordstein auf. Ich wandte mich um, um dem Busfahrer einen letzten, erzürnten Blick zuzuwerfen, doch der hob tatsächlich die Mundwinkel zu einem überlegenen Grinsen, bevor er mit einem Knopfdruck die klapprige Bustür vor meiner Nase schloss.

»Das hat er doch mit purer Absicht gemacht«, knurrte ich und konnte mich nur mit Mühe davon abhalten, ihm durch das Beifahrerfenster den Mittelfinger zu zeigen. Nach einer Stunde *Last Christmas* war ich eindeutig nicht mehr ich selbst. Mit einer energischen Drehung wandte ich mich von dem an-fahrenden Bus ab, wodurch ich im tiefen Schnee ins Straucheln geriet und mir der Rucksack von der Schulter rutschte, dessen Reißverschluss ich allem Anschein nach vergessen hatte zu schließen. »Mist«, fluchte ich, als ich mich hinunterbeugte, um meine Habseligkeiten aus dem Schnee zu fischen. Selten war ich dankbarer für meine Handschuhe gewesen.

»Süße?« Leena, die nicht wie ich im kniehohen Schnee versank, winkte mir vom Gehsteig aus zu. »Komm her«, forderte sie mich auf und breitete grinsend die Arme aus.

»Leeni«, seufzte ich, stapfte wie ein Storch im Salat durch

den Schnee auf sie zu und warf mich in ihre Umarmung. Ich schaffte es zu ignorieren, dass der Stoff meiner Jeans an den Knien durchnässt war und es sich anfühlte, als steckten meine Beine im Gefrierfach. »Ich hab dich so vermisst«, schniefte ich ihr ins Ohr und atmete ihren Duft nach Mandelblüte und hundert verschiedenen Parfums tief ein. Leena arbeitete in der hiesigen Parfümerie, wodurch sie immer von einer Duftwolke umhüllt war. Jedes Mal, wenn ich in New York vor einem Parfumregal gestanden hatte, hatte ich mir augenblicklich meine beste Freundin an meine Seite gewünscht.

»Ich dich auch«, flüsterte sie und hielt mir ihren Arm zum Einhaken hin, nachdem wir uns voneinander gelöst hatten.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass sie krampfhaft die Kiefer aufeinanderpresste, wie im Versuch, nicht zu lachen. »Was ist?« Ich legte fragend die Stirn in Falten.

»Dir hängt ein äußerst weihnachtliches Hosenbein aus dem Rucksack«, prustete sie nun doch los und hielt sich im gleichen Augenblick die Hand vor den Mund. »Die Geschichte dazu würde ich gern hören.«

»Was?« Hektisch wand ich mich aus ihrem Griff, um den Rucksack nach vorn zu schütteln und meinen Pyjama vor neugierigen Blicken zu verbergen. »Nein, die willst du nicht hören«, jammerte ich theatralisch, wobei meiner Kehle ein Laut entkam, der wie eine Mischung aus Lachen und Stöhnen klang. Trotzdem fuhr ich fort. »Die Mitarbeiter von dem Transportunternehmen, die meine Kisten abgeholt haben, können die Uhr nicht lesen und standen sechs Stunden zu früh vor meiner Haustür.«

»Und haben dich im Pyjama überrascht? Oh, Sue.« Leena hakte sich wieder bei mir unter, nachdem ich den Pyjama bis

zum Boden gestopft und mir den Rucksack auf den Rücken zurückgeworfen hatte.

»Ich will nicht drüber reden«, murkte ich und legte den Kopf in den Nacken, was sich als keine gute Idee entpuppte, denn eine dicke Schneeflocke landete mitten in meinem geöffneten Auge. Ruckartig riss ich den Kopf nach vorn und blinzelte das Wasser weg. »Was hat der Tag nur gegen mich?«

Meine beste Freundin warf mir einen mitfühlenden Blick zu. »Und wie war die Reise? Wie es schien, hast du dich mit dem Busfahrer angefreundet?«

»Auch darüber will ich nicht reden«, stöhnte ich und zog mir die Mütze ein Stückchen tiefer ins Gesicht. »Meine Güte, ich vergesse immer wieder, wie kalt es in Saint Mellows wird.«

»Weißt du, was da hilft?« Leena wackelte mit den Augenbrauen.

Ich blinzelte ihr wissend zu. »Ein schöner heißer Gingerbread Moccha mit Kakaohaube im *Anne's*?«

Lachend nickte sie und legte im Gehen ihren Kopf auf meiner Schulter ab. »Ganz genau.«

Meine Freundschaft zu Leena war etwas wirklich Besonderes, das ich unendlich schätzte. Es konnten Monate vergehen, in denen wir uns nicht sahen, und doch war es ab der Sekunde, in der wir uns wieder in die Arme fielen, als hätten uns nicht Tausende von Kilometern voneinander getrennt. Als hätten wir nicht zwei völlig unterschiedliche Leben gelebt, in denen die jeweils andere lediglich eine Statistenrolle gespielt hatte. Ich konnte von Glück reden, dass Leena hier war, um mich in meiner Heimatstadt zu begrüßen. Um mich aufzufangen, ohne mich zu verurteilen, obwohl nur sie von dem Fehler wusste, der mich den Job gekostet hatte. Leena war der

einzigste Mensch auf dem gesamten Planeten, bei dem ich auch mal etwas falsch machen durfte. Den Ruf zu haben, *sowieso* die Beste zu sein, war erschöpfend. Denn niemand saß immer an der Spitze, einfach niemand.

Blake

»Du bist zu spät«, brummte Devon mir entgegen, nachdem ich mich durch die Stuhlreihen geschlängelt hatte und mich auf den freien Platz neben ihm fallen ließ. Die Versammlung hatte schon begonnen, weswegen mir sowohl die Bürgermeisterin als auch Rupert einen missbilligenden Blick zuwarf. Glücklicherweise war mir das egal. Gerade Rupert, die alte, schwerhörige Nervensäge, sollte sich besser zusammennehmen, denn nachdem er es im Herbst beinahe geschafft hatte, unser Outdoor-Kino-Festival gegen die Wand zu fahren, waren es mein Bruder und ich gewesen, die in die Bresche gesprungen waren und noch rechtzeitig das Ruder übernommen hatten. Er verdrängte es gern, doch ich würde nicht müde werden, ihn daran zu erinnern, sollte er wieder versuchen, mir eine Standpauke über Pünktlichkeit zu halten. Er müsste besser als alle anderen hier wissen, wie wichtig es war, es sich nicht mit mir zu verscherzen. Immerhin war ich der Einzige, der die Gerätschaften und das Know-how hatte, um sämtliches, in die Jahre gekommenes Equipment für unsere unzähligen Feste zu reparieren.

»Besser zu spät als gar nicht auftauchen, oder, Dev?« Ich zog eine Augenbraue in die Höhe in der Hoffnung, vorwurfsvoll genug auszusehen. »Halt mal!« Ich reichte ihm meinen Edelstahlbecher, um mich aus meinem Wintermantel zu pel-

len und mir anschließend mit der Innenseite meines Schals das Gesicht trocken zu wischen.

»Schwitzt du etwa?« Devon grinste mich an.

»Es schneit, du Depp«, flüsterte ich zurück und schnappte ihm meinen Kaffee aus der Hand, den er gerade an die Lippen setzen wollte, um einen Schluck zu nehmen. »Hey, hol dir deinen eigenen Kaffee!«

»Du bist wirklich der brüderlichste Bruder, den ich habe«, maulte er und zog die Augenbrauen zusammen. »Ich brauche wirklich dringend Kaffee. Dringend, Blake.« Er gähnte und deutete mit einem Kopfnicken zu dem winzigen Podest, auf dem sich Mrs. Innings und Rupert mal wieder fetzten, wobei es ihnen egal war, dass sie von allen angestarrt wurden. Dies war einer der Momente, in denen ich mich fragte, ob mein Leben in dieser Kleinstadt nicht einfach nur ein Film war, in dem ich eine mittelgroße Rolle innehatte.

Ich kniff meinen kleinen Bruder in den Oberschenkel. »Das hier ist *mein* Kaffee, Dev. Den mir übrigens deine Verlobte zubereitet hat, warum hast du dir nicht selbst einen geholt? Du sitzt quasi an der Quelle, lebst mit ihr zusammen.«

»Tu ich eben nicht«, zischte Devon mürrisch. Anscheinend war dieses Thema noch immer nicht vom Tisch. »Ich bin nur ihr Dauergast, mit dem sie als i-Tüpfelchen schläft.«

Ich lehnte mich zu ihm hinüber, da meine folgenden Worte nicht für jedermanns Ohren gedacht waren. »Fällt es Riley noch immer schwer, sich vorzustellen, dass du und Elsie mit in ihr Elternhaus zieht?«

»Ja«, seufzte er. »Ich kann es ja irgendwie auch verstehen, immerhin hatte sie dort mit ihren Eltern gelebt, bis diese umkamen.«

Aufmunternd stieß ich meine Schulter gegen seine. »Ich weiß doch, ich kenne ihre Vergangenheit, und ich bin mir sicher, dass ihr eine Lösung finden werdet.«

»Wollen die Fairfield-Brüder sich vielleicht auch gedanklich und nicht nur körperlich der Versammlung widmen?«, unterbrach uns Mrs. Innings und schnalzte tadelnd mit der Zunge, die Arme destruktiv vor der Brust verschränkt. Ernsthaft? Gerade hatte sie doch noch lautstark mit Rupert gestritten.

Sämtliche Augenpaare landeten auf uns. Ich seufzte, bevor ich ein charmantes Grinsen aufsetzte und mich in meinen Stuhl zurücklehnte. »Wir sind ganz Ohr, Mrs. Innings«, säuselte ich und zwinkerte ihr zu, woraufhin sich ihr Gesicht schweitchenrosa verfärbte.

»Du Fiesling«, zischte Devon mir amüsiert zu und biss sich auf die Unterlippe, um sein Feixen zu verstecken. Wir hatten vor einer Weile herausgefunden, dass unsere Bürgermeisterin, bei der es nur noch eine Frage der Zeit war, bis sie ihr Amt altersbedingt niederlegte, eine winzig kleine Schwäche für meinen Bruder und mich hegte. Seitdem machten wir uns einen Spaß daraus, schamlos mit ihr zu flirten. Selbstverständlich war uns klar, dass das nicht die feine englische Art war, doch es war wirklich schwer, damit aufzuhören, zumal wir Mrs. Innings damit wohl kaum verletzten, sondern sie nur etwas aufzogen.

Achselzuckend nippte ich an meinem Kaffee, ehe ich Devon mit dem Ellenbogen anstupste und ihm den Becher hinhielt. »Weil du so lieb gefragt hast«, erklärte ich.

Er nahm ihn entgegen, allerdings nicht ohne die Augen zu verdrehen, und stöhnte leise auf, als er den ersten Schluck trank. »Gar kein Zimt?«, spöttelte er.

»Nach einer Woche hat Riley es aufgegeben«, schmunzelte ich und verschränkte die Arme hinter dem Kopf, um meine Schultermuskulatur zu dehnen.

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht«, lachte Devon mit hochgezogener Augenbraue. »Sie nimmt nur Anlauf.«

»Blake und Devon Fairfield«, donnerte Mrs. Innings, zerknüllte eins der Papiere, die vor ihr auf dem Rednerpult lagen, und warf es in unsere Richtung. Es verfehlte uns und traf stattdessen Phil, der vor mir saß, am Kopf. »Verzeihung, Philipp«, entschuldigte sie sich beiläufig bei ihm.

»Wir sind noch immer ganz Ohr«, wiederholte ich meine Worte und hob erwartungsvoll die Schultern. »Geht es denn endlich los? Da komme ich schon extra zehn Minuten später und muss trotzdem auf den Startschuss warten.«

Statt einer Antwort murmelte Mrs. Innings irgendetwas vor sich hin, schüttelte empört den Kopf und griff nach dem Klemmbrett auf dem Pult. Sie räusperte sich, straffte die Schultern und befeuchtete ihre Lippen, als setze sie zu einer Rede an. »Herzlich willkommen«, grüßte sie und blickte in die Runde.

»So weit waren wir schon vor einer Viertelstunde«, stöhnte Devon neben mir nahezu lautlos, legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen, als würde er schlafen wollen.

»Der Advent steht vor der Tür ...«, begann sie.

»Advent, Advent, ein Lichtlein brennt«, murmelte ich beiläufig und verdrehte die Augen.

»Und somit die Zeit im Jahr, in der der Dekorationsaufwand der Stadt am höchsten ist.« Sie deutete auf die unzähligen Kartons und Boxen, die neben der winzigen Bühne aufgetürmt waren. Aus manchen lugten Weihnachtsgirlanden hervor, und

durch die transparenten Aufbewahrungsboxen erkannte ich Weihnachtskugeln und allerlei Glitzerkram. »Rupert und ich haben uns dieses Jahr größtenteils auf den Stadtkern fokussiert und diesen in zehn Abschnitte unterteilt«, erklärte sie, trat die zwei Stufen vom Podest herunter und verteilte Blätter an uns Helfende. Darauf war der Stadtplan von Saint Mellows abgebildet, der Bereich um die Festwiese und den Cherry Blossom Court vergrößert, sodass man jede einzelne Straße erkennen konnte. Mit neongelbem Textmarker waren von Hand Abschnitte eingezeichnet worden, und als ich auf Devons Blatt sah, zweifelte ich wieder einmal an Ruperts Fähigkeit zu logischem Denken. Devons Abschnitte waren neongrün, also musste Rupert, anstatt farbige Kopien zu machen, jeden Plan einzeln markiert haben. Es war kein Wunder, dass die Organisation der Saint-Mellows-Feste seit Jahrzehnten einem Chaos glich. Und niemand unternahm irgendetwas dagegen.

»Wir sind aktuell 29 Freiwillige, daher findet euch bitte in Dreierteams zusammen«, übernahm Rupert brüllend das Ruder, wodurch ein Ruck durch die Reihen ging. Vermutlich würden wir uns niemals daran gewöhnen, dass Rupert schwerhörig war und deshalb lauter sprach als ein Normalsterblicher mit Megafon. Augenblicklich erwachten alle aus ihrer Starre und bildeten aufgeregt Dreierteams, als wären sie fünfzehn Jahre alt und im Sportunterricht.

»Außer Blake und Devon«, unterbrach Mrs. Innings das Gewusel, und wenn ich mich nicht täuschte, erkannte ich ein teuflisches Lächeln auf ihrem Gesicht, das ihr gar nicht ähnlichsah. »Ihr bekommt das gewiss auch zu zweit hin.«

»Klar«, bluffte ich selbstsicher, noch bevor ich wusste, was uns erwartete. Doch egal, was es war – auch wenn mein klei-

ner Bruder und ich uns gern gegenseitig die Köpfe einschlugen, waren wir dennoch ein schier unbesiegbares Team, wenn es darauf ankam.

Mrs. Innings übergang meine Erwiderung und wandte sich den gebildeten Dreiergruppen zu. »Damit es fair bleibt, zieht bitte eine Person pro Team einen Zettel, darauf steht der euch zugeteilte Abschnitt.«

Stöhnend erwachte Devon aus seinem vorgetäuschten Schlaf und rieb sich über das Gesicht. »Muss denn in dieser Stadt wirklich alles immer per Losverfahren entschieden werden? Können wir nicht einfach die Abschnitte einteilen wie Erwachsene?«

»Nein«, erwiderten Rupert und Mrs. Innings wie aus einem Mund, und das so herrisch, dass ich erstaunt die Stirn in Falten legte. »Das machen wir seit Jahrzehnten so«, echauffierte sich Mrs. Innings und stemmte ihre Hände in die Hüften.

»Dann wird es so wohl auch weiterhin *gut* funktionieren«, meinte ich mit zusammengebissenen Zähnen und einem übertriebenen Lächeln auf den Lippen. »Es gibt einen Unterschied zwischen Tradition und Stillstand«, flüsterte ich Devon zu, dessen Mundwinkel zustimmend zuckte.

Sue

Ich spürte Moms und Dads Verunsicherung, als läge sie wie eine zweite Haut auf meiner. Meine Eltern waren die liebenswürdigsten, offenherzigsten und einfach großartigsten Menschen, die ich kannte. Nie hatten sie mich zu irgendetwas gedrängt, nie von mir verlangt, in allem, was ich an-

packte, immer die Beste zu sein. Mom und Dad waren stolz auf mich. Auf alles, was ich erreicht hatte, doch ich wusste, dass sie das genauso gewesen wären, wäre ich keine Absolventin der *Columbia Law School* gewesen. Und wenn ich ehrlich war, fragte ich mich seit der Highschool, ob mein Ehrgeiz womöglich genau daher rührte. Ob ich mir insgeheim gewünscht hatte, in eine Richtung gelenkt zu werden, statt mir schon so früh selbst einen Weg in dieser Welt suchen zu müssen. Manchmal fragte ich mich, was mein Abschluss wert war, wenn er nur mir so viel bedeutete. Wenn es für meine Familie keinen Unterschied machte, ob ich mir sechsstelligen Studienschulden aufhalste und versuchte, die Welt ein Stückchen besser zu machen, oder einfach in den Tag hinein lebte. Hauptsache, ich war glücklich, hieß es immer. Doch wie glücklich konnte man sein, wenn die eigene Familie nicht sah, wie sehr man gekämpft hatte und weshalb? Dass man all das eben nicht immer nur durch Eigenantrieb erreichen konnte, nicht immer unbesiegbar war? Dass man, dass *ich* mich so sehr nach Anerkennung verzehrte, statt hören zu wollen, dass sie stolz auf mich waren, *egal*, was ich erreichte. Ich wollte für genau das gelobt werden, für das ich mir den Arsch aufgerissen hatte, und nicht trotz dessen. Ich hatte einen schweren Weg gewählt, einen Weg voller Tränen, voller Konkurrenzkämpfe, voller Versagensangst und voller Einsamkeit. Denn an der Spitze war es bekanntlich einsam.

Wie oft hatte ich auf dem Boden vor meinem Bett im Wohnheim gekauert, um mich herum ein Wust an Mitschriften, und nicht gewusst, wie ich das alles packen sollte? Wie oft hatte ich ein Lächeln aufgesetzt, obwohl mir nach Weinen zumute war, und wie oft hatte ich meinen Eltern versichert,

dass es genau das war, was ich wollte, auch wenn ich mir nicht immer sicher war, ob das der Wahrheit entsprach. Wenn man seit Jahren auf der Überholspur fuhr, war es unmöglich, einen Gang herunterzuschalten oder gar auf die Bremse zu treten. Außer, man wurde dazu gezwungen. Doch Letzteres endete nicht selten in einem Totalschaden.

Es fühlte sich seltsam an, mich in meinem Jugendzimmer einzurichten, denn das erste Mal, seit ich mich zurückerinnerte, gab es einfach keinen nächsten Schritt. Keinen Punkt auf der Agenda, den ich als Nächstes abhaken würde. Es stand in den Sternen, wie lang dieses Zimmer von nun an mein Zuhause sein würde. Seufzend öffnete ich meinen Kleiderschrank, in dem Klamotten lagen, die ich nie mit nach New York genommen hatte und die mir jetzt das Gefühl gaben, in die Rolle der Vergangenheits-Sue zu schlüpfen. Dabei war ich doch gar nicht mehr dieselbe. Ich griff in eins der Fächer und zog eine schwarze Jeans heraus, um direkt hineinzuschlüpfen. Gleich, nachdem ich mein Elternhaus betreten und Mom und Dad überschwänglich begrüßt hatte, hatte ich mich aus meinen nassen Reiseklamotten geschält. In meiner alten Saint-Mellows-High-Jogginghose war ich zu ihnen ins Wohnzimmer gestapft, um mich neben Mom in den breiten Sessel zu kuscheln. Dad hatte ein gemütliches Feuer im Kamin entzündet, das eine wohlige Wärme durch das gesamte, offen geschnittene Erdgeschoss sandte, und sich uns gegenüber auf das Sofa gesetzt. Sie hatten nicht nachgefragt. Manchmal war es, als gäbe es eine Barriere zwischen meinen Eltern und mir, die sie sich nicht zu durchbrechen trauten. Mal davon abgesehen, dass sich alles in mir dagegen sträubte, ihnen den wahren Grund zu verraten, weshalb ich meinen Job verloren hatte,

enttäuschte es mich, dass sie nicht einmal nachfragten. Es war ihnen schlichtweg egal, ob ich in New York versuchte, für Gerechtigkeit zu sorgen, oder im Schlapperlook auf ihrem Sofa herumlungerte. Sie liebten mich bedingungslos, doch manchmal fragte ich mich, ob ich das überhaupt verdient hatte.

»Sue? Leena ist da.« Ich erschrak, als Moms Stimme aus dem Erdgeschoss bis unters Dach hallte, wo sich mein Zimmer befand. Schon als Kind war ich stolz auf die lichtdurchflutete Galerie gewesen, die ich mein Reich nennen durfte. Eine schmale Treppe führte aus dem Flur im ersten Stock hoch in den Dachboden und damit ich nicht versehentlich aus der Luke in der Mitte des Raums fiel, hatte Dad ein quadratisches Geländer um den Einstieg herum gezimmert. Es glich ein wenig einem Absperrgitter für Kleinkinder, da ich erst einen Haken lösen musste, um es zu öffnen. Erst als Teenager war mir bewusst geworden, wie uncool es eigentlich war, dass mein Zimmer keine abschließbare Tür, sondern lediglich ein Loch im Boden hatte. Es war nahezu unmöglich gewesen, nachts heimlich zu telefonieren, und ich konnte mich nicht erinnern, wie oft Mom mir aus der ersten Etage zugerufen hatte, dass ich doch bitte endlich das Licht löschen sollte. Doch an Tagen wie heute, an denen sich auf den Sprossen, die die breiten Fenster durchzogen, Schneeflocken sammelten und in der untergehenden Sonne glitzerten, gab es kaum einen schöneren Ort für mich.

»Bin gleich da«, rief ich hinunter und begutachtete mich in meinem Standspiegel, auf dessen Rückseite sich eine Tür befand, hinter der man Schmuck aufbewahren konnte. Die Haut unter meinen Augen war dünner geworden, seit ich das letzte Mal hier gewesen war, und schimmerte fast bläulich.

Selbst mein Make-up und das teure hellpinke Rouge, das ich mir von einer Ex-Kollegin aus der Kanzlei hatte aufschwätzen lassen, konnten nicht verbergen, wie müde ich war. Seufzend lief ich zur niedrigen Kommode hinüber und zog die oberste Schublade auf, in der Vergangenheits-Sue ihre Strickpullover fein säuberlich zusammengerollt einsortiert hatte. Ich nahm mir einen rostroten mit Rollkragen und zog ihn über, wobei der Kragen an meiner Nase hängen blieb. Mit dem Pullover ringend, taumelte ich zu meinem Nachttisch, auf dem mein Smartphone und mein Portemonnaie lagen. Ich schnappte mir beides. »Komme«, rief ich durchs Haus, als ich die schmalen Stufen der freihängenden Metalltreppe ins Obergeschoss hinuntereilte.

»Wir haben dich so lang nicht mehr gesehen«, hörte ich Mom zu Leena sagen und sah genau vor mir, wie sie ihr mütterlich über den Oberarm strich. Leena hatte garantiert Millie oder Bobby, eine unserer Ragdoll-Katzen, auf dem Arm. Vermutlich Bobby, die ein Fünkchen zutraulicher war und der niemand widerstehen konnte, wenn sie einen mit ihren hellblauen Augen anschielte. Als ich die Treppe ins Erdgeschoss nahm, konnte ich sehen, dass ich mit meiner Vermutung richtiglag, was mich lächeln ließ. Bobby schmiegte ihren Kopf an Leenas Schlüsselbein und verteilte ihr halbes Fell auf ihrem Mantel.

»Und jetzt bleibe ich nicht einmal, sondern entführe Sue ins *Anne's*.« Entschuldigend legte meine beste Freundin den Kopf schief und beugte sich nach vorn, damit Bobby, nicht ganz ohne Widerstand, von ihrem Arm sprang.

»Mich entführt hier niemand«, lachte ich und spazierte an den beiden vorbei zur Garderobe, um mir meine Winterjacke

zu holen und mein Handy und die Geldbörse in jeweils einer Seitentasche zu verstauen. In einer fließenden Bewegung warf ich sie mir über, gefolgt von meiner Mütze und dem Schal. »Bin startklar«, grinste ich und machte einen Schritt auf Mom zu, um ihr einen Kuss auf die Wange zu drücken. »Keine Sorge, zum Abendessen bin ich wieder da«, versprach ich ihr und griff nach Leenas Ärmel, um sie ungeduldig hinter mir her aus dem Haus zu ziehen.

»Bis bald«, rief Leena meiner Mom zu und winkte ungelenken, da sie dank unseres Abgangs beinahe über ihre eigenen Füße gestolpert wäre. »Sue«, meckerte sie lachend. »Schalt mal einen Gang runter.«

»Keine Chance.« Ich schüttelte den Kopf und hakte mich bei ihr unter, nachdem Mom grinsend die Tür hinter uns ins Schloss gedrückt hatte. »Nach dem Gesöff vom Bahnhof heute Vormittag brauche ich dringend einen richtig guten Kaffee von Anne.«

»Ich hoffe, du nimmst auch einen von Riley. Anne ist nämlich im Urlaub.«

»Was?« Abrupt stoppte ich, wodurch Leena auf dem vereisten Boden beinahe ausgerutscht wäre.

»Sue!«, donnerte sie und krallte sich in meinen Unterarm. »Du bist keinen Tag hier, und schon bin ich wieder kurz davor, mir sämtliche Knochen zu brechen.«

»Worin auch immer der Zusammenhang zwischen deinen Knochen und meiner Anwesenheit besteht ...« Ich zog eine Augenbraue hoch und setzte den Weg fort, nachdem Leena tief durchgeatmet hatte. »Und hab ich das richtig verstanden? Anne ist *im Urlaub*? Ich hätte nicht gedacht, dass Anne überhaupt weiß, was das ist.«

Leena prustete. »Das sagt die Richtige. In dem Punkt stehst du ihr in nichts nach.«

»Stimmt doch gar nicht«, schmolte ich, obwohl ich wusste, dass sie recht hatte. »Ich bin hier, oder nicht?«

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Leena sich auf die Unterlippe biss. Eine typische Geste für sie, wenn sie auf den Worten herumkaute, ehe sie sie über die Lippen gleiten ließ. »Gefeuert werden ist jetzt nicht unbedingt dasselbe wie Urlaub, du Nuss«, murmelte sie und schenkte mir ein vorsichtiges Lächeln.

»Wenn ich mir einrede, dass ich nur im Urlaub bin, schaffe ich es vielleicht, mich selbst auszutricksen, damit ich mich nicht so traurig und nichtsnutzig fühle«, gab ich zu und zuckte mit den Schultern, als hätte ich Leena nicht eben mein Innerstes offenbart.

Sie atmete tief ein und stieß ihren Atem seufzend wieder aus. Er kondensierte in einer Wolke vor ihrem Gesicht. »Das bezweifle ich leider sehr.«

Nickend schluckte ich. »Ich auch«, wisperte ich. »Ich leider auch.«

»Und Sue?« Leena legte ihren Kopf auf meine Schulter.

»Ja?«

»Du bist auf keinen Fall nichtsnutzig, verstanden?« Sie schielte unter ihrer Mütze zu mir hoch.

Ich verdrehte die Augen. »Ja, ja, verstanden«, murmelte ich und lehnte meine Wange gegen ihre Stirn, ehe sie den Kopf anhob. Wir brachten den restlichen Weg zum *Anne's* schweigend hinter uns, jede versunken in ihre eigenen Gedanken. Das war nichts Unübliches für uns, und ich genoss es sehr, dass ich bei Leena nicht den Zwang verspürte, unbedingt über etwas reden

zu müssen. Es war kaum halb fünf Uhr abends, und doch senkte sich die Sonne bereits gen Horizont. Es würde keine zehn Minuten mehr dauern, bis sie hinter den Gipfeln des Gebirges verschwand, auf das man den besten Blick hatte, wenn man auf der Freifläche vor dem *Anne's* stand. Dort, auf unserer Festwiese, fanden 90 Prozent der Veranstaltungen von Saint Mellows statt. Als hätte irgendjemand meine Gedanken gelesen, sprangen in diesem Moment sämtliche Laternen an und tauchten die Straßen in einen warmen Schimmer. Die sanft herabrieselnden Schneeflocken tanzten im Schein der Lichter und sorgten dafür, dass mir trotz der Eiseskälte warm ums Herz wurde. Wir bogen im Gleichschritt um eine Häuserecke, und da waren sie: Der Festplatz und der Pavillon, um dessen Balken nicht nur zur Weihnachtszeit Lichterketten geschlungen waren. Anders als ich es erwartet hatte, war die von Schnee bedeckte Wiese nahezu leer.

»Was ist los?« Leena stupste mich mit ihrem Ellenbogen in die Seite. »Du guckst, als wärst du heute zum ersten Mal hier.«

»Hab ich was verpasst? Müssten nicht in diesem Augenblick Mrs. Innings und Rupert über den Platz krakeelen und dafür sorgen, dass die Weihnachtsbuden aufgebaut werden?«

»Eigentlich schon, ja«, murmelte Leena. »Aber irgendwie ist dieses Jahr der Wurm drin, was unsere Veranstaltungen angeht.«

»Wie meinst du das?« Da war man mal ein paar Jahre fort und schon brachen die Mellowianer mit ihren Traditionen, oder was sollte das bedeuten? »Wenn du mir jetzt sagst, dass es keinen Weihnachtsmarkt samt Weihnachtsolympiade gibt, setze ich mich dort in den Schneehaufen und weine.« Um meine Aussage zu unterstreichen, deutete ich auf eine

Fläche zwischen einem Briefkasten und einer Parkbank, auf der scheinbar willkürlich einen Meter hoch Schnee angehäuft worden war.

Lachend winkte Leena ab und tätschelte meinen Unterarm.
»Keine Sorge, gestrichen wird hier gar nichts.«

Ich spürte, wie eine meiner Augenbrauen in die Höhe wanderte. »Sondern?«

»Wo soll ich nur anfangen?«, seufzte Leena. »Saint Mellows ist einfach eine Horde von Chaoten. Es fehlt an Struktur und Planung.«

»Das ist nichts Neues«, schmunzelte ich und spürte die leise Erleichterung in meiner Brust, dass sich im Grunde doch nichts geändert hatte. Saint Mellows war der Ort für mich, der sich nie wandelte. Im guten Sinne. Er war meine Heimat, mit all seinen Bewohnern, von denen einer schräger war als der andere. Ich hatte immer die Gewissheit gehabt, genau zu wissen, was mich hier erwartete.

»Ist dir noch gar nicht aufgefallen, dass kaum ein Schaufenster geschmückt ist?«

Mit gerunzelter Stirn blickte ich mich um und bejahte nickend. »Warum nicht? Normalerweise explodiert der Weihnachtsknallbonbon doch schon in der ersten Novemberwoche?« Ich spreizte die Finger meiner freien Hand ruckartig ab, um eine Explosion anzudeuten.

»Im Herbst gab es einen Wasserschaden im großen Lageraum der Alten Halle«, erklärte Leena seufzend. »Daraufhin wurden sämtliche Deko-Boxen und das Event-Equipment verteilt.«

»Verteilt?«

Leena nickte und strich sich eine Haarsträhne aus dem Ge-

sicht unter ihre Mütze. »Ein paar Kisten sind auf dem Dachboden des Rathauses untergekommen, andere stapeln sich in der Veranstaltungsküche, sogar im winzigen Lager der Parfümerie wurden zwei untergebracht. Der Rest ist wortwörtlich in Saint Mellows verteilt. Phils Garage, Lizas Hobbyraum, Mrs. Smiths Dachboden«, zählte sie auf und ihrem Tonfall nach zu urteilen, nannte sie nur einige.

»Und warum genau ist noch nichts geschmückt?« Mir erschloss sich der Zusammenhang nicht.

»Weil es, und ich wiederhole mich da sehr gern, einfach keine richtige Struktur in dieser Stadt gibt. Ein Vöglein hat mir aber gezwitschert, dass heute eine Versammlung stattgefunden hat. Die Chancen stehen also fifty-fifty, dass es bald losgeht.«

»Fifty-fifty, ich fasse es nicht«, murzte ich. »Wir haben fast Dezember, wo soll das hinführen?«

»Oh«, rief Leena plötzlich aus und winkte zwei Männern zu, die auf Leitern vor dem *Anne's* standen und, wenn ich es richtig deutete, Lichterketten anbrachten. Dank des stärker werdenden Schneetreibens und der hereinbrechenden Dunkelheit musste ich die Augen zusammenkneifen, um sie zu erkennen, und für den Bruchteil einer Sekunde setzte mein Herz aus. »Siehst du«, freute sich meine beste Freundin und knuffte mir in die Seite. »Panik abgewendet, es geht *wirklich* los.«

»Ja«, hauchte ich und schluckte den Kloß in meinem Hals herunter, zwang mich dazu, mein Anwaltslächeln aufzusetzen, das bisher noch jeden getäuscht hatte. Sogar Leena. »Super.« Wie gern wäre ich umgedreht und wie ein verscheuchtes Reh nach Hause gerannt, um mich dort unter der Bettdecke zu verstecken. Natürlich musste ich ausgerechnet der Person in die

Arme laufen, von der ich gehofft hatte, dass ich ihr während meiner ganzen Zeit hier kein einziges Mal begegnen würde!

»Hey ihr beiden«, grüßte Leena sie und legte den Kopf in den Nacken, um zu ihnen hochzusehen.

»Hey Leena«, antwortete Devon, der als einziger von ihnen reagierte, wischte sich lächelnd mit dem von Schneeflocken bedeckten Ärmel über die Stirn und deutete mit der Glühbirne in seiner Hand aufs Innere des Cafés. »Kannst du bitte reingehen und meine Verlobte beruhigen? Seit wir damit begonnen haben, in der Straße die Lichterketten anzubringen, hopt sie vor Aufregung auf der Stelle.«

Leena lachte und nickte ihm zu. »Klar. Oder ich stelle mich einfach dazu und mache mit. Kaum zu glauben, dass es endlich losgeht.«

»Devon, könntest du dich bitte konzentrieren und mir das Scheißkabel reichen?«, knurrte der andere Mann Devon an, was mich überhaupt nicht wunderte. »Ich will den Mist hier hinter mich bringen, mir frieren gleich nicht nur die Hände ab.«

»Hi Blake, du Sonnenschein«, winkte Leena und setzte ein breites Lächeln auf.

»Hey Leena«, grummelte er und beugte sich auf der Leiter ein Stück nach hinten, um sie zu grüßen. Die vertraute Art, mit der Leena ihn ansprach, verwunderte mich, da sie früher kaum ein Wort miteinander gewechselt hatten. Was hatte ich in den letzten Jahren nur alles verpasst? Seine braunen Haare waren fast komplett unter der dunkelroten Mütze versteckt und er zog die dichten Augenbrauen zusammen, was ihm diesen für ihn typischen, grimmigen Gesichtsausdruck verlieh. Es kostete mich enorme Anstrengung, mich nicht von

seinem Erscheinungsbild blenden zu lassen, denn unter all dem Groll versteckten sich noch immer die warmen Augen, die von den verbotenen langen Wimpern umrahmt wurden. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er mich nicht auf diese grimme Weise gemustert hatte. Doch die war so flüchtig wie ein Wimpernschlag gewesen und hatte ein jähes Ende gefunden. »Kannst du bitte aufhören, meinen Bruder abzulenken ...« Sein Blick traf meinen. Er stockte für den Bruchteil einer Sekunde. Genauso wie ich zuvor. »... abzulenken«, beendete er seinen Satz blitzschnell, und ich sah trotz des dicken Schals, dass er schluckte. Ich war mir sicher, dass weder Leena noch Devon seine Mikroexpression bemerkt hatten, die Millisekunde, in der ihm seine Gesichtszüge entgleist waren. Ich hatte es mir während des Jura-Studiums mühsam angewöhnt, auf so etwas zu achten. Mich konnte Blake nicht täuschen, nicht mal durch den dichten Schneefall hindurch. Erst recht nicht mehr seit damals. »Hallo, Sue«, begrüßte er mich, und ich hätte es nicht für möglich gehalten, doch seine Stimme war kälter als die Eiskristalle, die sich in meinem Pony verfangen.

